

SWR2 Wissen: Aula

## **Framing - Wie man mit Sprache manipulieren kann**

Von Hans W. Giessen

Sendung: Sonntag, 3. Januar 2021, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2021

---

**Die Aussage "Wer raucht, stirbt schneller" schürt eher Ängste; dagegen wird der Satz "Wer aufhört zu rauchen, lebt länger" beim Empfänger positive Emotionen auslösen.**

---

**Bitte beachten Sie:**

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

**Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)

**Die SWR2 App für Android und iOS**

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

## MANUSKRIFT

### Anmoderation:

Mit dem Thema: Framing: Wie man mit Sprache manipulieren kann.

„Framing“ bedeutet, dass unterschiedliche verbale Formulierungen desselben Inhalts das Verhalten der Adressaten beeinflussen und damit manipulieren können. Das wohl bekannteste Beispiel ist das von dem halb vollen oder halb leeren Glas; oder wenn man sagt: „Wer raucht, stirbt schneller“, erzeugt man eher Ängste, wenn man aber sagt: „Wer aufhört zu rauchen, lebt länger“, der löst positive Emotionen aus.

Hans Giessen, Informationswissenschaftler an der Universität des Saarlandes, zeigt im Folgenden, wie Sprache das Bewusstsein prägt.

### Hans W. Giessen:

Es ist noch nicht lange her, als zu lesen war: Die ARD hat viel Geld für das Gutachten einer *Framing*-Spezialistin ausgegeben (Wehling 2019). Sie sollte helfen, die Verdienste des öffentlich-rechtlichen Rundfunks besser herauszustellen. Dies sollte geschehen, indem Begriffe, Wörter genutzt werden, die positive Konnotationen erzeugen. Die den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in einen positiven Kontext stellen, und die verdeutlichen sollten, was dem kommerziellen Privatfunk fehlt.

Das Gutachten hat viel Aufsehen erregt. Einmal, ganz schnöde, deshalb, weil die ARD beziehungsweise die ARD-Anstalt *Mitteldeutscher Rundfunk* eben Geld dafür ausgegeben hat, Gebührengelder. Damit verbunden war gleich ein weiterer Aspekt: Handelt es sich nicht um Geld, das ausgegeben wurde, weil man manipulieren wollte?

Uns interessiert heute vor allem dieser Aspekt. Kann man denn wirklich erfolgreich manipulieren, indem man Wörter entsprechend einsetzt? Aber dieser Aspekt kann eigentlich nicht isoliert dastehen. Denn: Wenn Wörter wirklich so stark, so wirkungsmächtig sind, dass sie das Denken beeinflussen, vielleicht sogar prägen – darf dann gerade der öffentlich-rechtliche Rundfunk dieses Faktum nutzen, der ja Gebühren erhält, um ausgewogen zu berichten, um möglichst neutral alle wichtigen Informationen bereitzustellen, die es braucht, um gesellschaftliche Entwicklungen zu erfassen (und daraus Konsequenzen abzuleiten)? Darf er also manipulieren, und sei es *für eine gute Sache*? Man denkt sofort an das berühmte Zitat von Hanns-Joachim Friedrichs.

Die Antwort der Gutachterin Elisabeth Wehring war relativ simpel. Sie sagt sogar, dass es nicht anders gehe: Wörter prägten unser Denken. Dies geschehe in der Regel unbewusst, und weil das so ist, muss man Wörter, die Macht der Sprache, wenn möglich *für eine gute Sache* nutzen, nicht für Kommerz, Gewinnmaximierung, Partikularinteressen oder gar zur Diskriminierung und zur Zerstörung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Aber: Stimmt es überhaupt, dass die Sprache das Denken prägt? Und, wenn es denn so ist: Sind wir dann also nicht nur Opfer der Umstände, eventuell Opfer unserer Gene, sondern auch Opfer der Sprache?

### **Tatenarm und gedankenvoll? Wilhelm von Humboldt, Franz Boas und die Sapir-Whorf-Hypothese, eine übertriebene These?**

Die Vorstellung, dass die Sprache das Denken prägt, ist nicht neu. Schon früh gab es prominente Vordenker, die der Meinung waren, dass die Sprache das Denken (sogar) determiniert. Einer der bekanntesten, nicht nur in Deutschland, war Wilhelm von Humboldt – nicht der Forschungsreisende, sondern dessen Bruder, eben der Sprachwissenschaftler und Politiker, Botschafter in Rom beim Heiligen Stuhl und später in Wien, und dazwischen Bildungsreformer in Berlin, der unter anderem für die Errichtung der Universität verantwortlich war, die heute nach ihm und seinem Bruder benannt ist. Wilhelm von Humboldt schrieb:

„Insofern aber die Sprache, indem sie bezeichnet, eigentlich schafft, dem unbestimmten Denken ein Gepräge verleiht, dringt der Geist, durch das Wirken mehrerer unterstützt, auch auf neuen Wegen in das Wesen der Dinge selbst ein. (...) Einige Nationen begnügen sich gleichsam mehr an dem Gemälde, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft, und suchen nur in sie mehr Licht, Zusammenhang und Ebenmaß zu bringen. Andre graben sich gleichsam mühseliger in den Gedanken ein, glauben nie genug in den Ausdruck legen zu können, ihn anpassend zu machen, und vernachlässigen darüber das in sich Vollendete der Form. Die Sprachen beider tragen dann das Gepräge davon an sich.“ (1822/1905. 428)

Die Textpassage ist in vielerlei Hinsicht interessant. Die für Humboldt wohl wichtigste Nation, *die sich gleichsam mehr an dem Gemälde begnügt, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft*, ist natürlich Frankreich – jene Nation, die Preußen besiegt hatte und die das Land beherrschte, bis ihr Kaiser (Napoléon) in Russland scheiterte. Es ist die alte Geschichte: Die Deutschen seien *tatenarm und gedankenvoll*, meinte schon Hölderlin; im tendenziellen Gegensatz zu den Franzosen. Ob das so stimmt? Und ob die Ursache, wenn es denn stimmt, in der Tat in den unterschiedlichen Sprachen liegt? Wilhelm von Humboldt war davon überzeugt. Er war der erste oder zumindest der bekannteste Denker in Deutschland, der prominent die These vertrat, dass die Sprache das Denken präge.

Gerade in Phasen, in denen sich zwei benachbarte Nationen im Konflikt miteinander befinden, hat das etwas Unversöhnliches. Wenn man eh, aufgrund der jeweils anderen Sprache, unterschiedlich denkt, die Welt unterschiedlich bewertet, ist gegenseitiges Verständnis schwer herstellbar. Das Anders-Sein dominiert. In der Tat kann also bereits die Existenz dieser These zur Vorstellung führen, dass Verständigung nicht möglich sei.

So weit ist Wilhelm von Humboldt allerdings nicht gegangen; und auch diese sehr negative Konsequenz ist nicht zwangsläufig. Immerhin war Humboldt mit dem Gedanken, dass Sprache und Weltverständnis miteinander zusammenhängen und es sprachabhängige Unterschiede gebe, nicht allein.

Ein anderer prominenter Vertreter dieser Vorstellung war Franz Boas. Boas wurde 1858 in Minden in Westfalen geboren und hatte eine beeindruckende Karriere als Sprachwissenschaftler und Ethnologe, die ihn bis zur Columbia University in New York führte. Phasenweise, das kann man wohl ohne Übertreibung sagen, war er der bekannteste Ethnologe und Sprachforscher weltweit. Boas galt als Vertreter des *Kulturrelativismus*: Jede Kultur sei nur aus sich selbst heraus zu verstehen. Aber auch bei Boas bedeutet das nicht notwendigerweise, dass Kultur und Sprache immer antagonistisch seien.

Auch nicht bei seinen Schülern, etwa bei Karl August Wittfogel, 1896 ebenfalls in Deutschland geboren und ebenfalls mit einer späteren Karriere in den USA. Auch ihm ging es nicht zwangsläufig um kulturelle Gegensätze. Aber wie sehr das doch mitklang für den, der dieses Mitklingen hören wollte, zeigt die Tatsache, dass sich später Samuel Huntington in seinem *Kampf der Kulturen* ausdrücklich auf Wittfogel berufen hat.

Boas hatte viele weitere prominente Schüler. Ein anderer war Edward Sapir, der wiederum einen Schüler namens Benjamin Lee Whorf hatte. Whorf war zunächst als Gutachter für eine Feuerversicherung tätig gewesen, bevor er bei Sapir studierte und sich Indianersprachen zuwandte.

Bereits in seiner Zeit als Versicherungsagent war ihm aufgefallen, dass sprachliche Äußerungen das Verhalten beeinflussen können. Eine solche Erfahrung machte er in einem Unternehmen, in dem Benzinfässer gelagert wurden. In einem Lagerraum befanden sich volle Fässer; im Raum daneben die leeren Fässer. Whorf beobachtete, dass sich die Arbeiter des Unternehmens im Raum mit den ‚leeren‘ Fässern viel sorgloser verhielten, obwohl wegen der leeren oder fast leeren Fässer entflammbare Dämpfe im Raum schwebten. Dies war also der eigentlich gefährliche Raum, nicht der andere mit den verschlossenen ‚vollen‘ Fässern – und dennoch rauchten die Arbeiter in diesem Raum, während sie sich im Raum mit den ‚vollen‘ Fässern sehr verantwortungsbewusst und sorgfältig verhielten.

Nun könnte man meinen, dass es in dieser Geschichte eigentlich nicht um Wörter gehe, sondern um Wissen – das natürlich wortbasiert übermittelt wird. Whorf hatte aber den Eindruck, dass die grundsätzlichen Kenntnisse (etwa über entflammbare Dämpfe im Umfeld von Benzinfässern) schon vorhanden waren, zumindest theoretisch. Es sei in der Tat das Wort ‚leer‘ gewesen, dass das sorglose Verhalten verursacht hatte. ‚Leer‘ werde mit ‚ungefährlich‘ gleichgesetzt.

Ähnlich ist es bei einem anderen Fall gewesen, den Whorf geschildert hat. Ein Arbeiter, dessen Muttersprache nicht Englisch war, hat eine Flasche neben eine Heizung deponiert, obwohl auf der Flasche zu lesen war, der Inhalt sei „highly inflammable“. Er kannte das Wort „flammable“, also brennbar, und dachte, „inflammable“ bedeute dann unbrennbar. Natürlich hat die Sprache hier sein Verhalten beeinflusst, aber war es nicht sogar eher ein falscher Umgang mit der Sprache, ein simpler lexikalischer Fehler dieses Mannes?

Als sich Whorf dann nach seinem Studium bei Edward Sapir mit Indianersprachen beschäftigte, gab es weitere Indizien, die ihn immer mehr zur Überzeugung brachten, dass es umgekehrt sei – es seien die (und sei es nur: die vom Sprecher so

verstandenen) sprachlichen Möglichkeiten, die das Denken prägten, und nicht umgekehrt. Dabei spiele nicht nur das Vokabular eine Rolle, sondern auch die Grammatik – das Sprachsystem insgesamt. Dies vor allem führte Whorf zur Formulierung seines ‚sprachlichen Relativitätsprinzips‘.

Whorf kam auf den Gedanken, als er sich mit der Sprache der Hopi-Indianer befasste. Dort hatte er den Eindruck, dass das Verständnis der Zeit grundlegend anders sei als in seiner Muttersprache, dem Englischen. Beispielsweise gebe es keine Substantive, die sich auf Zeiteinheiten beziehen, also abzählbare Instanzen wie ‚zwei Tage‘ oder ‚fünf Jahre‘. Auch könne das Verb keine Tempora abbilden. Folglich, so Whorf, könnten die Hopi auch keine zeitlichen Prozesse beschreiben – und eben auch nicht denken. Whorf schloss daraus, dass die Hopi keine allgemeine Vorstellung von Zeit als einem fließenden Kontinuum hätten, das in der Vergangenheit beginnt und über die Gegenwart in die Zukunft übergeht (Whorf 1956. 57). Daraus leitet er den Begriff der sprachlichen Relativität ab: Die Art, wie Sprachen Informationen über die Welt codierten, präge das kulturelle Weltbild der Sprecher. Diese Theorie wird nach Benjamin Lee Whorf und seinem Lehrer Edward Sapir als ‚Sapir-Whorf-Hypothese‘ bezeichnet. Sie besagt, dass das Denken von der Sprache geformt wird, von den Wörtern, aber auch von der Grammatik. Ein Sprachsystem determiniert die Denkstrukturen (und auch Denkmöglichkeiten) seiner Sprecher (demnach auch ‚Sprachdeterminismus‘). Menschliche Erkenntnis ist nur relativ zu den systematischen Möglichkeiten der jeweiligen Einzelsprache möglich. Die Sapir-Whorf-Hypothese bedeutet auch, dass fremdsprachliche Texte nie ganz korrekt übersetzt werden können, dass man Menschen, die mit einer anderen Sprache aufgewachsen sind, nie wirklich ganz verstehen können wird.

Auch andere Boas-Kollegen und Schüler und wiederum die von ihnen beeinflussten Autoren fanden die Idee vom sprachlichen Relativitätsprinzip überzeugend. So lebte auch der französische Anthropologe und Ethnologe Claude Lévy-Strauss eine zeitlang in New York und war vom Boas-Kreis fasziniert und beeinflusst. Lévy-Strauss wiederum beeinflusste unter anderem den französischen Semiotiker Roland Barthes. Barthes hat die These vom sprachlichen Relativitätsprinzip am pointiertesten formuliert. Er sagte, Sprache sei ‚faschistisch‘ (1978), das ist natürlich eine sehr provozierende Aussage. Warum wählt Barthes das Wort ‚faschistisch‘? Nun, Sprache beeinflusse uns, unser Denken und unseren Umgang mit unserer Umwelt, mit unseren Mitmenschen auf totalitäre Art und Weise. Nicht nur, weil sie uns hindert, manches zu sagen und damit auch zu denken, sondern vor allem auch umgekehrt: weil sie uns zwingt, manche Dinge zu sagen (preiszugeben).

Das Beispiel, das Barthes These verdeutlicht: Im Englischen heißt es: „I had dinner with a friend“. In anderen Sprachen aber muss man beichten, welches Geschlecht „a friend“ hat; das gilt natürlich insbesondere auch fürs Deutsche. Man kann, so Barthes, nur sagen: „Ich aß mit einem Freund zu Abend“ ODER „Ich aß mit einer Freundin zu Abend“. Nichts anderes – oder man muss lügen. Die jeweilige Sprache zwingt einen, etwas preiszugeben, das man vielleicht gar nicht preisgeben möchte.

Aber gerade an diesem Beispiel wird deutlich, dass es so eindeutig doch nicht ist. Denn die Sprache erlaubt einem eben doch, sich aus dem Dilemma zu befreien. Man könnte etwa berichten: „Ich war noch etwas essen“. Natürlich kann dann immer noch die Nachfrage kommen: „Mit wem?“ Aber diese Nachfrage könnte in England ebenso

kommen. In jedem Fall kann man mit der Sprache souveräner umgehen, als es die bombastisch klingende These von der ‚faschistischen‘ Sprache vermuten lässt. Sie zwingt einen doch nicht so ausschließlich und so dramatisch, wie die Vertreter des sprachlichen Relativitätsprinzip meinen.

Das sagt übrigens auch Roland Barthes selbst, und er macht einen feinen Unterschied. Der Normalfall ist das totalitäre System der Sprache, aber wenn man sich davon befreit, ist es Literatur. Man braucht dazu Kreativität; Literatur hilft, sich vom Zwang der Sprache zu lösen.

Und es gibt Beispiele aus der Literatur selbst, die das ähnlich sehen. Am Bekanntesten ist der Roman *1984* von George Orwell. Es ist ein dystopischer Roman, den Orwell im Jahr 1948 geschrieben hat und der eine damals noch etwas entfernte Zukunft beschreibt. Orwell hat einfach die Zehner- und die Einerpotenz umgedreht; so fand er den Titel des Romans, den er 1948 geschrieben hat: 1984. In jedem Fall geht es um ein totalitäres politisches Regime, das das Denken der Bürger kontrollieren möchte. Zu diesem Zweck werden Veränderungen in der Sprache durchgesetzt, das sogenannte *Neusprech*. Der Ausdruck *Neusprech* (englisch: *Newspeak*) bezeichnet eine Sprache, in der vor allem die Semantik, also das Bedeutungsspektrum der Wörter verändert wurde – es wurde verringert, reduziert, um die Kommunikation in enge, kontrollierte Bahnen zu lenken. Somit verlieren Wörter einen Teil ihrer Bedeutung. Es gibt in Neusprech zwar noch das Wort „frei“, jedoch nicht im Sinne von „politisch frei“, sondern nur von „ohne“ (z. B. „Der Hund ist frei von Flöhen“).

Gefühlsbetonte Wörter (wie „wunderbar“ oder „erstklassig“) werden durch Zusammensetzungen wie *gut—plusgut—doppelplusgut* abgelöst, *schlecht* wird ersetzt durch *ungut*. *Altsprech* sollte bis 2050 eliminiert sein; zur Zeit der Romanhandlung, eben 1984, ist dies noch nicht ganz der Fall.

Die dahinterstehende Vorstellung ist auch hier: Man kann Widerstand nicht einmal denken, wenn die Worte dazu fehlen.

Aber es stimmt auch hier nicht, im Roman *1984*. Der Protagonist Winston verliebt sich. Um seine Liebe zu leben, will er aus dem Zwangssystem des Staates ausbrechen; eigentlich (zunächst) nur punktuell, aber er funktioniert eben nicht mehr so, wie der totalitäre Staat will. Liebe ist anarchisch. Der Staat bricht ihn dann als Persönlichkeit; das ist sehr dramatisch. Aber in unserem Kontext ist wichtig: Wenn es notwendig wird, etwas zu denken oder zu leben, das der Sprache zuwiderläuft, dann tut man dies. Ein politisches System mag ‚faschistisch‘ sein, und es kann versuchen, sich der Sprache zu bedienen. Aber so weit, dass die Sprache ganz und total unser Denken prägen würde, so weit geht es nicht, so weit geht es nie.

Und so wurde der Begriff vom sprachlichen Relativitätsprinzip langsam wieder fallengelassen; die Sapir-Whorf-Hypothese als zumindest überspitzt und zumindest in dieser Überspitzung falsch abgelehnt. Zumal auch noch deutlich wurde, dass selbst die Hopi-Indianer, die laut Whorf ja über keinen physikalischen Zeit-Begriff verfügen sollten, doch auch – wenngleich mit anderen sprachlichen Mitteln – Aussagen zum Zeitverlauf tätigen können (Malotki 1983).

## Kurzfristige und kleinteilige Effekte

All das bedeutet aber nicht, dass alle Argumente für die Wirksamkeit von Sprache obsolet seien. Sonst gäbe es keine Rhetorik, keine Werbung. Und so werden auch immer wieder neue Effekte gefunden, die zeigen, dass Sprache zumindest kurzfristig und in überschaubaren Grenzen doch starke Wirkungen haben kann.

Zum Beispiel wird Sprache im Gehirn mit Körpereffekten gekoppelt. Die Vernetzungen in unserem Kopf sind enger und gehen fließender ineinander über, als zunächst erwartet wurde; man spricht deshalb auch von "embodied embedded cognition" (Gallagher 2005, Barsalou 2008). Die Koppelung reicht so weit, dass unsere Bewegungen langsamer werden, wenn wir das Wort ‚langsam‘ oder das Wort ‚Schildkröte‘ hören, und wir uns umgekehrt schneller bewegen, wenn das Wort ‚schnell‘ fällt (Matlock 2004); wir erleben sogar die Bewegungen unserer Mitmenschen jeweils ein bisschen anders, wenn wir die jeweiligen Vokabeln gehört haben, und schätzen sie jeweils etwas ‚langsamer‘ oder ‚schneller‘ ein als Probanden einer Kontrollgruppe, die die entsprechenden Vokabeln nicht gehört hatten (Aarts / Dijksterhuis 2002). Oder: Wir lehnen uns zurück, wenn wir das Wort ‚Vergangenheit‘ hören, werden aber aktiv und lehnen uns vor, wenn das Wort ‚Zukunft‘ fällt (Miles / Nind / Macrae 2010). Mehr noch, nicht nur die Körperhaltung ist betroffen, auch das Verhalten. Hat man einen Text gelesen, in dem das Wort ‚höflich‘ erscheint, ist man auch im Verhalten höflicher (Bargh / Chen / Burrows 1996).

Zudem wirkt sich Sprache, also die richtige Wortwahl, aber auch grammatische Strukturen auf das Verhalten und beispielsweise darauf aus, was wir beobachtet zu haben glauben. Wenn man den Satz sagt: „Hans wollte das Vogelhaus reparieren. Er schlug auf den Nagel, als sein Vater hinzukam“, glauben anschließend viele Befragte, irgendwo das Wort „Hammer“ gehört zu haben – jedenfalls deutlich mehr, als wenn der Satz hieß: „Hans wollte das Vogelhaus reparieren. Er suchte den Nagel, als sein Vater hinzukam“ (Bransford / Johnson 1976). Selbst Gefühle werden sprachlich mitbestimmt. So ist ‚die Brücke‘ im Deutschen weiblich, im Französisch aber männlich: ‚le pont‘. Bezüglich eines Fotos der höchsten Brücke Europas, des Viaduc de Millau, das eine Höhe von 270 Metern aufweist, hat man nun Probanden gefragt, wie man das Bauwerk am besten beschreiben kann. Offenbar entschieden sich die meisten Franzosen für eher männliche Eindrücke wie ‚kräftig‘ oder ‚gigantisch‘; die Deutschen hatten Assoziationen wie ‚elegant‘ oder ‚schön‘. Ähnlich ist es auch im Spanischen mit ‚el puente‘. Umgekehrt heißt ‚der Schlüssel‘ auf Spanisch ‚la llave‘, und ein Schlüssel wird von Spaniern dann viel häufiger als ‚komplex‘, ‚niedlich‘ oder gar ‚klein‘ beschrieben, während die Deutschen einen Schlüssel eher als ‚hart‘, ‚schwer‘ und ‚schroff‘ empfanden (Boroditsky / Schmidt / Phillips 2003). Ich habe mich auch immer gefragt, wieso sich ein so machtbewusster und auch brutaler Monarch wie Ludwig XIV ‚Sonnenkönig‘ nannte, verbinde ich, als Deutscher, die Sonne doch mit ‚Wärme‘, ‚Licht‘, ‚Wachstum‘. Aber ja, im Französischen heißt es ‚der Sonne‘, ‚le soleil‘, das passt eher zum großen Kriegsführer.

Noch eindrucksvoller ist das Beispiel, wie Sprache bei der australischen Aborigines-Gruppe der Kuuk Thaayorre wirkt. Ihre Sprache hat offenbar keine Bezeichnungen für links und rechts, sondern nennt die konkreten Himmelsrichtungen, also West oder Ost. „Da ist eine Ameise neben deinem nach Süden weisenden Bein“ – „Stell die

Tasse nach Nordwesten“. Es ist also ständig eine räumliche Orientierung notwendig, mit der Konsequenz, dass die Sprecher der entsprechenden Sprache eine außerordentliche Orientierungsfähigkeit und ein eindrucksvolles räumliches Vorstellungsvermögen haben. Führt man sie durch verwinkelte Kellerräume eines Gebäudes, wissen sie trotzdem fast immer, wo Nord und Süd, Ost und West sind. Kein Europäer könnte das leisten!

Schließlich wirkt sich Sprache sogar auf Risikoabschätzungen aus. Wenn Probanden beispielsweise entscheiden sollen, ob bei schwerkranken Patienten eine Intervention durchgeführt werden soll, entschieden sie mehrheitlich für den Eingriff, wenn ihnen gesagt wurde, dass die Überlebenschance bei neunzig Prozent liege. Sagt man ihnen aber, dass es ein Sterberisiko von rund zehn Prozent gäbe, entschieden sie sich mehrheitlich dafür, vor einem solchen Eingriff abzuraten (Kahneman 1991). Die eingangs erwähnte Elisabeth Wehling schließt daraus, dass Menschen sich ihre Meinung eben nicht vorrangig aufgrund der reinen Faktenlage bilden. Sonst hätte die Zuspitzung auf die „sprachlich angebotenen Frames von Sterben und Leben“ die Entscheidung nicht so sehr beeinflussen dürfen. Wehling sagt: „Nun, genau das taten sie aber. Sie entschieden sich aufgrund der Frames, nicht aufgrund einer rationalen Einschätzung der Fakten.“ (2016. 46)

Sicher, all dies ist sehr kleinteilig, aber all dies ähnelt doch wieder der Ausgangsbeobachtung von Benjamin Lee Whorf, wonach Sprache mehr ist als nur Informationstransfer und sogar Auswirkungen auf unser Denken hat. Bemerkenswerterweise vermeiden heute die meisten Forscher den Verweis auf Sapir und Whorf, denen noch immer die Kritik der früheren Debatten anhaftet – obwohl die heutigen Forscher inhaltlich oft gar nicht so weit von Sapir und Whorf entfernt sind.

### **Was also gilt nun?**

George Lakoff von der University of California in Berkeley und Mark Johnson von der University of Oregon sagen (1980), dass alle Menschen zwangsläufig in Metaphern denken. Dies geschehe in der Regel nicht bewusst, sei aber gerade deshalb bedeutsam. Die Gegenposition vertritt beispielsweise Mark Liberman von der University of Pennsylvania: Auf den ersten Blick scheine dies zu stimmen. Aber obwohl auf der einen Seite die Sprache das Denken bestimmt, bestimmt die Art, wie wir denken, auch die Sprache, und unsere Lebensbedingungen prägen beides, Denken wie Sprache. Wenn sich etwas neues entwickelt, können wir das in der Regel schon durch eine Neuverwendung oder Neukombination existierender Wörter ausdrücken.

Im Übrigen gibt es auch empirische Forschungsarbeiten, die die Grenzen des Einflusses von Sprache zeigen. Ein Beispiel: die letzten Europaspiele, die in Baku, Aserbeidschan, beziehungsweise in Minsk, Weißrussland stattfanden – also jeweils in Ländern, die als Diktaturen beschrieben werden können. Es wurden Zeitungsartikel untersucht, die aus Anlass der Spiele erschienen sind, die sich aber nicht mit den sportlichen Ereignissen befasst haben, sondern die Spiele zum Anlass für eine politische oder allgemeine Berichterstattung über das jeweilige Land (Aserbeidschan beziehungsweise Weißrussland) genutzt haben. Es handelte sich um jeweils die wichtigsten Tageszeitungen aus den deutschsprachigen und den englischsprachigen Ländern Europas, also englischsprachige Zeitungen aus



Großbritannien und Irland sowie deutschsprachige Zeitungen aus Deutschland, Österreich und Luxemburg – also alles westliche Demokratien. Dabei zeigte sich, dass in allen Artikeln bestimmte Begriffe auftauchten, etwa der von der ‚Diktatur‘ oder dem ‚diktatorischen Regime‘, oder, weitgehend analog, vom ‚autoritären Herrscher‘. Dennoch – und trotz der überall identisch verwendeten Begriffe – war die Tendenz der Artikel jeweils sehr unterschiedlich, und zwar in Abhängigkeit zum Erscheinungsstaat und nicht, was mir besonders bemerkenswert erscheint, in Abhängigkeit zur politischen Positionierung der jeweiligen Zeitung (also zum Beispiel, ob die jeweilige Zeitung eher konservativ oder eher links ausgerichtet ist). Auch die Zeitungskategorie scheint nicht ausschlaggebend zu sein, also ob die Zeitung zur Qualitätspresse zählt oder ob es sich um ein Boulevardblatt handelt. Der einzige die jeweilige Einschätzung begründende Unterschied lag also im Herkunftsland der Zeitung und scheint daher von den nationalen Narrativen abzuhängen. Zum Beispiel (Giessen 2017) verwendete die *Irish Times* die gleichen (englischsprachigen) Konzepte wie der britische *Guardian* bezüglich der Spiele in Baku (wie "authoritarian regime"), lobte jedoch die gute Organisation, während der *Guardian* das politische System Aserbaidschans in einem Ausmaß anprangerte, dass sogar sein Reporter aus dem Land ausgewiesen wurde. In ähnlicher Weise beklagten deutsche und vor allem österreichische Zeitungen Aserbaidschans politisches System und diskutierten, ob man dorthin wirklich solche Wettkämpfe vergeben darf, während die luxemburgische Presse überlegte, die nächsten Spiele gleich wieder dort abzuhalten, weil alles so gut funktioniere – und das, wie gesagt, übergreifend, im christdemokratisch ausgerichteten *Luxemburger Wort* wie im eher sozialdemokratischen *Tageblatt*. Das gleiche Vokabular - autoritär, diktatorisch -, die gleiche Sprache verhindert also nicht unterschiedliche Bewertungen. Langfristige kulturelle Aspekte scheinen wichtiger zu sein, selbst in Verbindung mit den gleichen sprachlichen Ausdrücken.

Wie auch immer, schon Edward Sapir selbst hat gesagt, dass die Sprache es ermöglicht, alles, was ein Sprecher / Nutzer sagen möchte, in der Tat auch ausdrücken zu können. Und immerhin, dies vielleicht als ganz langfristiges und ‚großes‘ Argument, haben sich aus einer Sprachfamilie, der indoeuropäischen, zu der auch Deutsch gehört, deren Einzelsprachen also im Vokabular und der Grammatik ursprünglich sehr ähnlich waren, durch kulturelle Einflüsse so unterschiedliche Wertvorstellungen, Philosophien, Weltkonzepte wie der Hinduismus, das Christentum oder der Existenzialismus durchgesetzt beziehungsweise gar entwickelt. Die Sprache hat dies also, zumindest, nicht verhindert.

Es ist mithin von großer Bedeutung, zu untersuchen, in welchen Metaphern man denkt; metaphorische Kreativität lässt sich aber ebenfalls immer wieder beobachten. Schließlich: Wenn man, wie Elisabeth Wehling, um auf sie noch einmal zurückzukommen, ein *Framing Manual* für eine *gute Sache* schreibt, heißt das auch, dass man sich eben zumindest auf der Metaebene doch über die Macht der Sprache hinwegsetzen kann, dass man mit Hilfe des *Manuals* Einstellungen verändern kann. Wenn es nur Frames gäbe, wäre sprachbasierte Aufklärung über Sprache unmöglich und wirkungslos. Elisabeth Wehling betreibt aber Aufklärung. Das geht nur, wenn man *mit* Sprache auch sprachbasierte Unkenntnis und *Unmündigkeit* überwinden kann.

Ja: Oft ist Sprache festgeformt, im Gehirn fest verdrahtet, aber ganz starr ist sie eben auch nicht.

\*\*\*\*\*

## Literatur

- Aarts, Henk; Dijksterhuis, Ap (2002), "Category Activation Effects in Judgement and Behaviour: The Moderating Role of Perceived Comparability". In: *British Journal of Social Psychology*, No. 41, 123 – 138.
- Bargh, John A., Chen, Mark; Burrows, Lara (1996), "Automaticity of Social Behaviour: Direct Effects of Trait Construct and Stereotype Activation in Action". In: *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 71, 230 – 244.
- Barsalou, Lawrence W. (2008), "Grounded Cognition". In: *Annual Review of Psychology*, Vol. 59, 617 – 645
- Barthes, Roland (1978), *Leçon*. Paris: Éditions du Seuil.
- Boas, Franz (1940), *Race, Language, and Culture*. New York: Macmillan.
- Boroditsky, Lera; Schmidt, Lauren A., Phillips, Webb (2003), "Sex, Syntax, and Semantics". In: Gentner, Dedre; Goldin-Meadow, Susan (Ed.) (2003), *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Cognition*. Cambridge: Cambridge University Press, 61 – 80
- Bransford, John D.; Johnson, Marcia K. (1976), "Contextual Prerequisites for Understanding: Some Investigations of Comprehension and Recall". In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, Vol 11, No. 6, 717 –726.
- Gallagher, Shaun (2005), *How the Body Shapes the Mind*. New York: Oxford University Press
- Giessen, Hans W. (2017), „Die ersten Europaspiele. Berichterstattung jenseits des Sportereignisses – argumentative Muster und sprachliche Schematismen“. In: *Text und Diskurs*, Vol. 10, 141 – 167.
- Hölderlin, Friedrich, „Ode an die Deutschen“. In: Hölderlin, Friedrich, *Sämtliche Gesichte*. Online: <https://www.textlog.de/17780.html>
- Hofstede, Geert (2003), *Culture's Consequences: International Differences in Work-Related Values*. Beverly Hills: Sage, 2 Revised edition.
- Hovland, Carl I.; Lumsdale, Arthus A.; Sheffield, Fred D. (1949), *Experiments on Mass Communication: Studies in Social Psychology in World War II*. Princeton: Princeton University Press, Volume III,
- Hovland, Carl I.; Janis, Irving L.; Kelley, Harold H. (1953), *Communication and Persuasion: Psychological Studies of Opinion Change*. New Haven: Yale University Press
- Humboldt, Wilhelm von (1822), „Über den Nationalcharakter der Sprachen“. In: Humboldt, Wilhelm von (1905), *Gesammelte Schriften*. Berlin: Behr. Band 4. Herausgegeben von Albert Leitzmann, S. 428.
- Huntington, Samuel P. (1996), *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*. New York: Simon & Schuster.
- Kahneman, Daniel (1991), "Judgement and Decision Making: A Personal View". In: *Psychological Science*, Vol 2, No. 3, 142 – 145.
- Kant, Immanuel (1784), „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ In: *Berlinische Monatsschrift*, Heft 12, 481 – 494.
- Lakoff, George; Johnson, Mark (1980), *Metaphors We Live By*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press

Malotki, Ekkehart (1983), *Hopi Time. A Linguistic Analysis of the Temporal Concepts in the Hopi Language*. Berlin; New York; Amsterdam: Mouton

Matlock, Teenie (2004), "Fictive Motion as Cognitive Simulation". In: *Memory and Cognition*, Vol. 32 No. 8, 1389 – 1400

Miles, Lynden K.; Nind, Luise K.; Macrae, C. Neil (2010), "Moving Through Time". In: *Psychological Science*, Vol. 21, No. 2, 222 – 223.

Orwell, George (1949), *Nineteen Eighty-four. A Novel*. London: Secker & Warburg

Sapir, Edward (1921). *Language. An Introduction to the Study of Speech*. New York: Harcourt Brace.

Wehling, Elisabeth (2016), *Politisches Framing*. Köln: Herbert von Harlem

Wehling, Elisabeth (2019), *Framing Manual. Unser gemeinsamer, freier Rundfunk ARD*. Online: [https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing\\_gutachten\\_ard.pdf](https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing_gutachten_ard.pdf) (30. 07. 2019).

Whorf, Benlamin Lee (1956), *Language, Thought, and Reality*. Boston, Mass.: MIT Press

Wittfogel, Karl August (1957), *Oriental Despotism: a Comparative Study of Total Power*. Yale: Yale University Press.